

Mark Welte

In die Füße atmen

Roman

Kiepenheuer
& Witsch

Diese Geschichte ist frei erfunden. Ähnlichkeiten mit realen Menschen und Orten sind zufällig.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2013

© 2011, 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln
Umschlagmotiv: © plainpicture/fStop
Gesetzt aus der FF Celeste und der Candara
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
ISBN 978-3-462-04447-8

»Meine erste Filmrolle? Tja, ich war der ›Penis-Schnitzer‹.
Man sieht mich fünf Sekunden lang, wie ich aus einem
Rettich einen Penis schnitze. Das war die ganze Rolle.
Dieser extrem gesunde Rohkostpenis war der Höhepunkt
meiner Karriere. Nur: Für diesen Penis hätte ich eigentlich
keine Schauspielschule besuchen müssen.«

Hanno K., Schauspieler

Diese Dokumentation über die Otto-Falckenberg-Schauspielschule lässt alles wieder lebendig werden. Während meiner ganzen Zeit als Schauspielschüler hielt ich mich immer für etwas Besonderes. Besonders nicht in dem Sinne, dass ich mich für außerordentlich begabt hielt, ganz im Gegenteil. Ich glaube, es gibt wenige Menschen, die mehr Selbstzweifel haben als ich. Zweifler bin ich seit meiner Geburt – bilde ich mir wenigstens ein. Nach dem ersten Atemzug dachte ich höchstwahrscheinlich: »Ich komme noch mal raus. Das hätte ich besser machen können. Entschuldigung, ich war unkonzentriert.« Neben außerordentlichen Selbstzweifeln gab es da noch etwas Außergewöhnliches: Ich bestand die Schauspielprüfung wie viele andere, aber ich bestand sie, obwohl ich nie an ihr teilgenommen habe. Und wer außer mir kann das von sich sagen? Lange Zeit war ich besorgt, dass ich auffliegen könnte, aber das Leben ist Risiko.

Nie hatte ich mehr Angst als in den ersten Wochen und Monaten auf der Schauspielschule. Ich bereue es keine Minute, dass ich mich auf dieses Abenteuer eingelassen habe, aber ich habe mich mehr als einmal auf der Toilette versteckt, weil mir dieses Gebräu aus Angst und Zweifeln zu viel wurde.

Ein paar Vorteile hat der Besuch einer Schauspielschule aber definitiv. Wenn ich Bekannte sehen will, mache ich einfach den Fernseher an. Die Frau aus der Joghurt-Werbung war eine Stufe über mir, der Kommissar, der sich im Tatort über die Leiche beugt, war in meiner Klasse, und die Leiche kenne ich auch. Persönlich. Schon auf der Schule war sie eine sehr überzeugende Leiche, ihr lagen bewegungsarme Rollen. Wie ich höre, kann sie gut davon leben, tot zu sein.

Wer die Otto-Falckenberg-Schule kennt, denkt an Stars wie Joachim Król, Mario Adorf oder Franka Potente. Aber die meisten, die diese Schule besucht haben, sind so unbekannt wie ich. Wer kennt schon Jan Diamant? Niemand. Ich darf das sagen, denn ich bin Jan Diamant.

Während ich mir die Dokumentation ansehe, grübele ich: Wie konnte jemand wie ich überhaupt auf die Idee kommen, Schauspieler zu werden? So schüchtern wie ich war, damals. Aber wie jeder andere Schüchterne wartete auch ich auf einen kleinen Schubs. Denn in jedem Schüchternen steckt ein Mutiger, der befreit werden will, und dazu braucht es den Schubs. In meinem Fall schubste Lina Hentig. Ich glaube, es war der Moment, als sie ihre Hand auf mein Bein legte. Da wusste ich: Mein Beruf ist Schauspieler.

Kein Mensch sagt sich: »Okay, jetzt ist es aber mal Zeit für meine Pubertät.« Plötzlich merkt man einfach, dass alles kompliziert wird. Ich merkte es in der achten Klasse, und Lina Hentig war der Grund.

Warum ich mich ausgerechnet in die Schönste der Klasse verlieben musste, war mir selbst unklar. Sie war blond. Mehr konnte ich kaum sagen, da ich mich nie traute, sie länger als eine Zehntelsekunde anzuschauen, und das auch nur aus den Augenwinkeln. Sie hatte ein Kinn wie mit einem Lineal gezogen, was auf mich aristokratisch und selbstbewusst wirkte. Sie lachte viel, hatte auch allen Grund dazu, wenn ich in der Nähe war, und roch betörend gut. Auf dem Weg in die Klasse atmete ich sie manchmal ein, ohne sie anzuschauen. Das war gut, weil ungefährlich.

Ich hatte eine persönliche Rangliste angelegt, in der Lina bei »Aussehen« auf Platz eins lag. Auf meiner Jungenliste landete ich selbst auf Platz elf. Es gab also zehn Jungen, die besser aussahen als ich – Narzissmus oder Selbstüberschätzung kann mir keiner vorwerfen. Was Narzissmus war, wusste ich schon früh, das war Standardvokabular in einem Psychologenhaushalt. Ich hielt meine Chancen bei Lina für relativ aussichtslos. Laut eigener Statistik passte ich mit Listenplatz elf zu einem Mädchen wie Dörte Paslik, der Nummer elf auf der Mädchenliste. Sie hatte fettige Haare und einen unglücklichen Kleidergeschmack, trug hochhackige Schuhe mit gol-

denem Glitzerbelag, die aussahen, als wären sie aus der Altkleidersammlung geklaut, und wuchs bei ihrer Oma auf, die höchstwahrscheinlich blind war. Sonst hätte sie ihrer Enkelin verboten, sich durch ihre Kleidung ins gesellschaftliche Aus zu schießen. Mein Bruder behauptete, mein Kleidergeschmack wäre ähnlich daneben.

Das war Quatsch. Ich selbst bezeichnete meinen Kleidungsstil als äußeres Understatement. Rückblickend muss ich aber zugeben, dass ich jahrelang mit einer Kassengestellbrille herumliefe, die mein Gesicht tatsächlich ein My ins Computererdhafte entstellte. Damals war ich stolz darauf, dass ich auf Äußerlichkeiten nichts gab.

Was darüber hinaus meine Chancen bei Lina schmälerte, war die Sache mit dem Sicherheitsabstand. Wenn ich mich während der Pause auf dieselbe Betonbank setzte wie sie, hielt ich mindestens sechs Meter Abstand, was ich höflich von mir fand, das Gespräch aber erschwerte. Ich überlegte wochenlang, ob ich den Abstand nicht verringern könnte, jeden Tag ein Stück, um sie langsam an mich zu gewöhnen, bis ich eines Nachts schweißgebadet aufwachte, weil ich geträumt hatte, dass ich *direkt neben* Lina gesessen hatte. Es blieb bei dem Traum.

Ich fand, dass ein Gespräch sich zufällig entwickeln müsste, ohne Zwang. Wobei mir klar war, dass meine Maßnahmen für ein zwangloses Gespräch – Abstand und Schweigen – höchstwahrscheinlich der Hauptgrund waren, dass es nie zu einem solchen kam. Über dieses Paradox grübelte ich, bis die achte Klasse vorbei war.

Zu dieser Zeit hatte mein Bruder Henrik bereits ein Foto seiner ersten Freundin an der Wand hängen. Als Gitarrist einer Band war er automatisch interessant. Zwar probte die Band nie und trat auch nie auf, war aber Legitimation genug, einen Gitarrenkoffer mit Guns-N'-Roses-Aufkleber und ein Stirnband zu tragen.

Henrik und ich sind Zwillinge. Wir würden uns sehr ähnlich sehen, wenn wir uns gleich kleiden würden, was wir aber

nie tun. Weil wir ansonsten eher Gegensätze sind. Wir sind nicht einmal am selben Tag geboren. Er kam kurz vor zwölf, ich fünf Minuten danach. Er hat sich also damals schon vordrängelt. Henrik war auch nicht auf meiner Schule – unsere Psychologen-Eltern meinten, wir brauchten eigenen Raum zur Entwicklung –, und so konnte ich seine Eroberungsstrategien nicht live beobachten. Als Trost redete ich mir ein, seine Freundin sei nur ein Foto, das er gefunden hatte.

Als Schüler, der sich weder auffällig kleiden noch profane Dinge wie »Hi« sagen will, hat man wenige Möglichkeiten, sich zu präsentieren. Mein Bruder dagegen wechselte ständig Verkleidung und Freundin. Er verwandelte sich von einem Rocker in einen Skater und heftete das Foto seiner neuen Freundin an die Wand. Da er nie Skateboard fuhr, fand ich ihn unglaublich. Das führte zu einem gemeinsamen Skateboard-Nachmittag, bei dem ich mir das Bein brach – wofür ich Henrik bis heute dankbar bin. Das Gipsbein funktionierte. Zum ersten Mal bemerkte Lina, dass ich existierte. Aus irgendeinem Grund fand sie es lustig, auf meinem Gipsbein zu unterschreiben: »Lina!«

Das Beste war das Ausrufezeichen. Ich war mir sicher, dass es genau das war: ein Zeichen. Sie hätte einen Punkt machen können, aber sie hatte ein Ausrufezeichen gemacht. Es war wie ein Augenzwinkern. Am liebsten hätte ich das Gipsbein in mein Tagebuch geklebt. Mein erster Liebesbrief. Leider blieb das der einzige Kontakt zwischen uns beiden. Ich überlegte kurz, ob ich mir noch einmal ein Bein brechen sollte, aber da war die neunte Klasse auch schon vorbei. Die Zeit vergeht ja wie im Flug, wenn man unnützlich in der Ecke rumsteht.

Mittlerweile brachte Henrik seine dritte Freundin, Melanie, mit nach Hause, und Melanie war leider kein Foto. Henrik war jetzt Surfer – sogar mit einem Surfbrett, das an der Wand lehnte, was unfassbar lächerlich war. Während laute Musik aus seinem Zimmer dröhnte, wuchs in mir der Wunsch, die Tür aufzureißen und Melanie anzuschreien: »Wo glaubst du denn, dass er surft, verdammt noch mal? Im Spaßbad?«

Ich war wütend auf Frauen, die auf so dämliche Tricks hereinfliegen. Solche Frauen waren fast frauenverachtend, weil sie ihr Rudel so diskreditierten. Henrik war sich einfach für nichts zu schade. Die Felle, die mein Vater im Winter auf den Autositzen hatte, zerschnitt er und schneiderte sich daraus eine Weste. Mein Vater war wütend, ich fassungslos. Henrik trug unsere Autositze und fand tatsächlich eine Frau, die ihn dafür auch noch bewunderte. Anscheinend war es ein Naturgesetz: Wer nicht allein sein will, muss sich zum Affen machen. Ich gab auf. Wahrscheinlich wäre ich Mönch geworden oder so etwas, aber dann kam der Roboter.

Ich erfuhr, dass Lina in die Theater-AG ging. Ohne sie wäre ich nie auf die Idee gekommen, dort mitzumachen. Es gab Schüler, die Kulissen malten, andere kümmerten sich um das Licht. So etwas in der Art wollte ich auch machen, um unauffällig in ihrer Nähe zu sein. Da bot mir mein Deutschlehrer eine Rolle an. Ich lehnte zuerst ab, aber die Rolle, die er mir anbot, war der Roboter. Man würde mich nicht sehen, denn ich sollte einen Computermonitor über dem Kopf tragen. Also sagte ich zu. Mit einem Pappmonitor auf dem Kopf war ich lächerlich, was ja, meiner eigenen Theorie zufolge, meine Chancen bei Lina beträchtlich steigerte, da ich mich zum Affen machte. Sollte sich Lina tatsächlich in mich verlieben, weil ich so ein toller Roboter war, würde sie mich sicher bitten, den Monitor, solange wir zusammen waren, aufzubehalten: »So habe ich dich lieben gelernt.« Ich gebe zu, ich war mittlerweile ein bisschen verbittert. Während der Aufführung hörte ich meinen eigenen Atem in dem engen Pappgehäuse: »Sch-Chäää«, während mich vierhundert Menschen, die ich nicht sehen konnte, anstarrten. Ich dachte: Was hast du getan, du Idiot? Ein Raum voller Menschen, und trotzdem war ich vollkommen allein! Nur ich und mein Atem. Sch-Chäää! Und dann hörte ich das Lachen!

So stelle ich mir die Wirkung von Psychopharmaka vor. Meine Panik verwandelte sich in eine Welle aus Leichtigkeit, Freude und – Macht. Peinlich, aber ja, es fühlte sich an wie Macht. Macht ist, vierhundert Menschen zum Lachen zu brin-

gen. Ich hatte eigentlich nur drei Lacher an dem Abend, und einen davon verdankte ich einer unfreiwilligen Slapstick-Einlage, weil ich wegen meiner schlechten Sicht vor eine Wand knallte. Meine Szene war zu Ende, ich hörte noch Kichern im Publikum, als ich hinter die Bühne kam. Da setzte sich Lina neben mich und nahm mir den Monitor von den Schultern. Sie lächelte und dann legte sie ihre Hand auf mein Bein und sagte: »Ich wusste gar nicht, dass du so lustig sein kannst. Du warst gut. Richtig gut.« Das war der Moment. Wenn du auf eine Bühne steigst, geschehen manchmal Wunder. Linas Hand auf meinem Bein war eines. Und mir war klar: Ich will Schauspieler werden. Diese Hand hätte mich von allem überzeugen können. Hätte sie gesagt: »Etwas Kaufmännisches liegt dir«, säße ich heute in einer Versicherung. Hätte sie gesagt: »Du musst unbedingt etwas draußen machen«, wäre ich Gärtner geworden. Oder obdachlos.

Vor der Aufführung war ich unsichtbar gewesen, jetzt saß sie plötzlich neben mir, so dicht, dass mein Bein ihres berührte und ich ihr Parfum riechen konnte. Nicht heimlich wie früher. Nein, wenn eine Frau dich berührt, dann darfst du ihr Parfum einatmen, du darfst ihr Lächeln genießen und denken: Bitte, bitte, nimm die Hand nie wieder da weg! Plötzlich konnte sie mich sehen, und, was noch viel besser war, sie schien sogar gern in meiner Nähe zu sein. Oder bildete ich mir das nur ein? Nein, ich war ihr schlagartig ebenbürtig, und die Bühne hatte dieses Wunder bewirkt! Die Bühne hatte mich zu ihr hochgehoben!

Ich dachte an die vierhundert Menschen, die ich gerade zum Lachen gebracht hatte – was für ein Rausch! Ich hätte das Gefühl gerne ein bisschen genossen, aber das ging natürlich nicht. Nein, sagte meine Vernunft, die manchmal sehr onkelhaft sein kann, bleib auf dem Teppich! Denk daran, was mit Elvis passiert ist!

Aber das Beste kam erst noch: Wir wurden Freunde. Sie lud mich auf einen Tee in die Cafeteria ein, so fing es an; wir gingen ins Theater und diskutierten danach stundenlang über die Aufführungen. Erst dachte ich, ich sei im Himmel. Wenn

ich mit Lina in einer Kneipe saß, konnte ich nicht fassen, dass diese unglaubliche Frau gerade mit mir ein Bier trank. Ich fühlte mich fast cool, jedenfalls für meine Verhältnisse. Ich ließ meine Haare wachsen und trug T-Shirts von angesagten Bands, die Lina mir empfahl. Ich hatte auch eines mit Schloss Neuschwanstein drauf, das war ironisch, also auch cool. Aber meinen Typ *richtig* zu verändern, das traute ich mich nicht, dann hätte jeder gemerkt, »Dieser Typ will cool sein«, ich wäre mir zu sehr wie Henrik vorgekommen. Deswegen trug ich nach wie vor das Kassengestell, sodass ich trotz langer Haare kein Kurt-Cobain-Typ war, sondern eher aussah wie der zottelige Hund aus der Muppet Show.

Lina lernte trotzdem Kurt Cobain kennen. Nicht nur einen, sondern viele. Ich musste nur kurz auf Toilette gehen, schon war sie an der Theke in ein Gespräch vertieft. Solche Typen beeindruckte sie immer damit, dass sie ihre Bierflasche mit den Zähnen aufmachte. Sie selbst dagegen schmolz dahin, wenn so ein blonder Löwe sie mit »Hi!« ansprach, und schwärmte mir vor, dass sie sich bei diesem »Hi!« sofort in ihn verliebt hatte. Ich übte stundenlang »Hi!« vor dem Spiegel, probierte jede »Hi!«-Variante bei Lina aus, aber umsonst. Für sie blieb ich der gute Freund. Die Kneipenbesuche waren Heroin: Ich war süchtig, aber hinterher fühlte ich mich völlig zerschlagen, selbst wenn sie gerade keinen aktuellen Schwarm hatte.

Schon der Regen reichte. Sie kam herein, und ich musste mich zwingen, in ihre Augen zu schauen, weil ihr T-Shirt völlig durchnässt war. Es war dieses Che-Guevara-T-Shirt, auf dem er so magisch guckt. Und da sich in Ches Augen deutlich Linas Nippel abzeichneten, war sein Blick noch hypnotischer als sonst. Scheißregen, dachte ich, während meine Augen mit der Schwerkraft kämpften. Guck hoch, sagte ich mir immer wieder, während Ches Nippelaugen mich streng ansahen: Frauen auf ihre Brüste zu reduzieren war sexistisch. Er hatte recht, deshalb kam ich mir dabei ja so schrecklich vor. Lina redete die ganze Zeit auf mich ein, sie schwärmte von Jim-Jarmusch-Filmen. »Hörst du mir überhaupt zu?«

»Was? Natürlich höre ich zu, Jarmusch ist richtig groß!«

Sie starrte mich an. »Ich rede seit zehn Minuten nicht mehr von Jarmusch. Ob du mit nach Berlin kommst, war die Frage.«

»Bitte?«

»Ich habe Connections in Berlin, ›Eigenart‹, so ein Off-Theater. Die suchen immer wen für kleine Rollen. Komm doch mit. Wir suchen uns was Billiges, sammeln Spielpraxis und dann machen wir die Schauspielprüfung.«

Die Vorstellung, mit ihr zusammen zu wohnen und sie vierundzwanzig Stunden täglich anzuhimmeln – nein. Das ging über meine Kräfte. »Ich kann nicht. Da ist was, was ich dir nie gesagt habe.«

»Ich weiß schon Bescheid.«

Mein Gesicht pochte. Wodurch hatte ich mich verraten?

»Du bist halt schüchtern und willst nicht darüber reden.«

»Hm. Über manche Sachen kann man schwer reden.«

Sie sah mich an. »Meinst du geheime Wünsche?«

So leicht ist das manchmal. Nicken hätte gereicht, stattdessen machte ich ein möglichst nichtssagendes Gesicht.

»Du traust dich nicht, es zu sagen. Stimmt's?«

Ich zuckte gelangweilt mit den Schultern, während mein Puls mir die Luft wegdrückte. Lina lächelte und sagte quälend langsam: »Seit Jahren wünschst du dir ...« Sie ließ eine Pause wie ein Quizmaster: ›Und hinter Tor drei ist ...‹. Und plötzlich, ganz schnell: »... mich zu küssen. Nein, Quatsch.« Sie lachte, knuffte mich und sprach sofort weiter: »Du willst seit Jahren Schauspieler werden – und traust dich nicht. Richtig?«

Kann bitte irgendjemand diesen Mann schütteln, damit er endlich spricht?

Linus Blick war fast liebevoll, wie immer, wenn sie vom Theater schwärmte: »Eigentlich willst du mitkommen. In einem richtigen Theater spielen. Aber was, wenn du dich blamierst? Jeder Schauspieler will geliebt werden, richtig? Sag was, sonst habe ich das Gefühl, ich rede totalen Müll.«

»Nein. Stimmt schon. Jeder will geliebt werden.«

»Dann los. Trau dich.«

»Ja. Ja. Okay. Ich traue mich.«

»Nein. Sag es. Los. Du wirst sehen, wie befreiend das ist.«

»Was denn? Ich habe ja nie bestritten, dass ...«

»Sag es!«

»Okay. Vielleicht will ich wirklich Schauspieler werden.«

Sie schlug mit der Hand auf den Tisch. »Ich wusste es! Ich habe es die ganze Zeit gewusst, Herr Diamant!«

Sie lobte mich für meinen Mut, aber ich wusste, wie sehr sie sich irrte. Che Guevara sah mich streng an: »Du Feigling! Ich habe noch fünf Minuten, bevor ich erschossen wurde, mitten im bolivianischen Dschungel mit einer Frau geflirtet. Wozu lebt man denn sonst?«

Du weißt, dass du etwas ändern musst in deinem Leben, wenn du von einem T-Shirt runtergeputzt wirst.

3

*»Wo ich entdeckt wurde? Im Taxi.
Der Regisseur behauptet, er habe mir nur eine Rolle
gegeben, damit ich nicht mehr Taxi fahre.
Er wollte die Allgemeinheit schützen.«*

Ilona Klenke, Schauspielerin

Ich studierte pro forma »Thefife«, Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften, aber eigentlich wollte ich etwas anderes. Es war ein jährliches Ritual wie Weihnachten oder Ostern: Im November lief ich zum Briefkasten an der Bushaltestelle. In der Hand braune Kuverts mit Bewerbungsunterlagen für diverse Schauspielschulen. Jedes Jahr fragte ich mich, wie viele Bewerbungen ich abschicken würde. Wahrscheinlich exakt so viele wie im Jahr zuvor. Oder dem davor. Keine.

Im ersten Jahr hatte ich nur eine einzige Bewerbung in der Hand. Ich wollte meinen Fluchtreflex dadurch überlisten, dass ich die Gefahr klein hielt. Nicht vierzehn Schauspielschulen, sondern eine. Leider trat bei meinem Versuch, das Kuvert einzuwerfen, eine überraschende Lähmung meines rechten Armes auf. Ich versuchte es mit dem linken, aber die Lähmung hatte sich schnell ausgebreitet. Das war Sabotage, eindeutig! Mein Körper würde an diesem Tag kein braunes Kuvert in den Briefkasten werfen. Ich hasste mich wieder einmal selbst – eine blöde Angewohnheit von mir.

Im folgenden Jahr änderte ich die Taktik. Vielleicht war das Konzentrieren auf eine einzige Prüfung genau der falsche Weg gewesen. Dadurch hing ja alles von dieser einen Prüfung ab. Diesmal hatte ich viele Bewerbungen unter dem Arm. Außerdem Briefe und ein großes Kuvert meines Vaters: In erster Linie wollte ich meinen Eltern einen Gefallen tun und ihre Post wegbringen; wenn zufälligerweise auch ein paar unwichtige Bewerbungen von mir dabei waren, wen kümmerte das? Ich versicherte meinen Armen, dass ich die Post meiner Eltern einwerfen wollte, und versteckte meine Bewerbungen dazwischen. Arme werden unterschätzt. Sie warfen die Post meiner Eltern ein, behielten meine Bewerbungsunterlagen dabei aber fest in der Hand. Ich musste mich von den eigenen Armen fragen lassen: »Für wie doof hältst du uns eigentlich?«

Dann kam der nächste November: Diesmal war mein Plan, keinen zu haben. Das Ganze war eine Kopfsache. Hatte ich in einem Ratgeber gelesen. Wenn man etwas wirklich will, macht man es auch. Ich konzentrierte mich also auf die Frage: Will ich das wirklich? Eindeutig ja. Also ging ich zum Briefkasten.

Statt einer Lähmung war der Briefkasten verschwunden. Meine Beine waren nicht sofort zum Briefkasten gelaufen, sondern hatten sich entschlossen, einen kleinen Umweg von ungefähr anderthalb Stunden zu machen, wobei sich meine Augen kooperativ zeigten, indem sie alle Briefkästen, an denen meine Beine und ich vorbeikamen, lässig übersahen. Unbeeindruckt, weil ich ja wusste, dass es sich um eine Kopfsache handelte, setzte ich mich in ein Café, um nachzudenken. Es half. Die Lösung war einfach: Musste ich denn unbedingt dieses Jahr Schauspieler werden? Nein. Ich würde noch mal ein Jahr darüber schlafen. Die Welt war schön.

»Nein.« Old Mister Zweifel wieder, der die Harmonie in meinem Kopf störte. »Es gibt kein nächstes Jahr. Nicht für dich. Nicht in München. Dann bist du über der Altersgrenze.« Da hasste ich mich wieder.

»Weißt du«, sagte ich später zum Briefkasten, »du bist

nicht das Problem. Sondern ich.« Ich starrte auf das Kuvert mit der Adresse der Otto-Falckenberg-Schule und seufzte. Wie erbärmlich muss man sein, um jedes Jahr so ein würde-loses Affentheater aufzuführen? Wie gesagt – Selbsthass ist ein Hobby von mir und Unentschlossenheit meine Spezialdisziplin.

Ich schob meine Bewerbung zur Probe in den Schlitz, wobei ich sie mit beiden Händen festhielt, um kein unnötiges Risiko einzugehen, und war stolz, als sie zur Hälfte drinsteckte, ohne dass ich Herzklopfen hatte.

»Hundert Euro, dass du dich nicht traust.« Hinter mir stand Henrik. Luzifer persönlich. Erschienen, um mich zu quälen.

Ich bin der Liebling meiner Eltern, nicht er, vielleicht reitet Henrik deshalb so gerne auf meinen Schwächen rum, während ich seine ignoriere. Henrik hatte seine erste Abiturprüfung verschlafen und sich bei der zweiten mit Spickzettel erwischen lassen. Obwohl er bis heute bestreitet, dass es ein Spickzettel war: Er hatte sich mit bekifftem Kopf eine mathematische Formel auf den Unterarm tätowieren lassen und sie dann vergessen.

Danach hatte er den Wagen meines Onkels zu Schrott gefahren und war dabei offensichtlich auf den Geschmack gekommen, denn kurz danach zerlegte er das Auto unserer Mutter, obwohl er keinen Führerschein hatte; den hatte er abgeben müssen, nachdem er betrunken einen Polizisten angefahren hatte. Mit dem Fahrrad. Der Polizist hatte einen Zahn verloren, mein Bruder seinen Führerschein. Mein Vater sah meinen Bruder auf dem besten Weg zum Sozialfall. Ich selbst ging eher davon aus, dass er die Kurve noch kriegen und sich später mit einer ziemlich aufregenden Jugend schmücken würde. Denn wer meinen Bruder kannte, sah in ihm, glaube ich, keinen Loser, sondern eher einen ziemlich charmanten ... tja, was eigentlich? »Tatmenschen« nennt man so jemanden vielleicht. »Er macht viel und denkt wenig«, knurrte mein Vater immer. Wahrscheinlich war ich deshalb der Liebling meines Vaters. Wir sind beide eher Theoretiker.

Mein Vater sitzt, seit ich denken kann, über seinen Tabellen und Studien. Er ist Psychologe, wie meine Mutter, aber keiner, der Menschen therapiert. Er interessiert sich ausschließlich für Statistiken. Er zerlegt die Menschheit in Kuchendiagramme und ist glücklich damit.

Seit Henrik meine Schauspielträume entdeckt hatte, war er zum Piranha mutiert, und ich wurde sein bevorzugtes Stück blutiges Fleisch. Besonders perfide war seine kumpelhaftige Attitüde dabei: »Komm. Rein damit.« Er nahm mir das Kuvert aus der Hand.

»Danke. Ich weiß es zu schätzen, dass du mir helfen willst.« Erst mal etwas Positives entgegenen. Das würde den Konflikt entschärfen oder zumindest Henrik verwirren. Manchmal waren Psychologen als Eltern ein Vorteil.

»Du musst dir auch helfen lassen.« Seine Eltern waren leider auch Psychologen. Es war nicht immer hilfreich, wenn man dieselben Eltern hatte.

»Mir ist selbst klar, dass diese Prüfungssache mit ziemlichen Ängsten bei mir verbunden ist.« Das Offensichtliche nie leugnen! Gleichzeitig nahm ich ihm so den Wind aus den Segeln. Was sollte er mir vorwerfen, wenn ich es selbst zugab?

»Ach, red keinen Scheiß. Wirf das Ding ein!« Da! Verbale Kraftmeierei, weil ihm die Argumente ausgingen.

»Henrik. Das ist etwas sehr Persönliches für mich.« Wie im Lehrbuch: Ich versuchte, ihm meine Sicht der Dinge zu zeigen. »Und ich habe da ein Konzept.«

»Was für ein Konzept? Bewirbst du dich per Telepathie? Genial, Jan, wirklich.«

Seit er endgültig durch das Abitur gefallen war und Jahr für Jahr nicht viel mehr als ein paar kaputte Autos vorweisen konnte, freute er sich über jede Möglichkeit, auf den Schwächen des angeblichen Mustersohns herumzureiten. Er rächte sich bei mir für etwas, wofür ich nichts konnte. So weit meine Küchenpsychologie.

»Bis du kamst, lief alles nach Plan. Ich zerlege mein Ziel in kleinere Einzelziele.«

»Jan! Du kriegst schon die Anmeldung nicht geregelt.«

Dieses überlegene Grinsen meines Bruders machte mich grenzenlos aggressiv. Ich hätte ihm permanent in die Fresse schlagen können. Was die wenigsten wissen: Ich bin ein mentaler Schläger. Tief in mir steckt ein Mann mit schwieligen Händen, der nicht lange fackelt und seine Zäune selbst repariert. Mein Pferd reite ich am liebsten ohne Sattel. Ich habe mich oft gefragt, warum sich diese Seite meiner Persönlichkeit so selten zeigt – wahrscheinlich fehlt mir einfach die Ranch.

»Jan.« Schon dieser herablassende Ton. Er hatte nicht mal Abitur! Ich wusste selbst, wie spießig es war, auf fehlenden bürgerlichen Statussymbolen wie dem Abitur herumzureiten, aber die vermeintlich coolen Leute finden es völlig okay, mit ihrer angeblichen Unangepasstheit herumzuprahlen. Dabei ist das nicht weniger spießig.

»Verstehe: Du wirfst den Brief *jetzt nicht* ein. Wie geht dein genialer Plan weiter?« Gute Frage. Punkt für ihn.

»Schon mal was von ›klassischer Konditionierung‹ gehört? Es reicht, wenn der Brief bis Ende der Woche im Kasten ist. Heute gehe ich nur hin. Zum Kasten. Zum Drangewöhnen. Du weißt schon, Desensibilisierung.« Das kann ich: reden, reden, reden. Von A wie Analyse bis Z wie zielloses Gefasel beherrsche ich alle verbalen Ablenkungsmanöver. »Morgen werfe ich dann leere Kuverts ein. Dabei arbeite ich mit positiver Verstärkung. Nach jedem Einwurf belohne ich mich selbst. Keine Ahnung, kaufe mir was, esse was, oder ...« Ich fand meinen Plan selbst lächerlich, redete aber weiter: »Ich denke, Ende der Woche habe ich mich dann so weit. Ende der Woche ist das ein Kinderspiel. Ich werde den Brief einwerfen und es nicht mal merken. Ganz automatisch. Einfach so.«

In Henriks Augen sah ich, dass gerade etwas passiert war. Was, begriff ich erst beim Blick auf meine leeren Hände. Das Kuvert war weg. Ich war genauso erstaunt wie er. Unglaublich. Mein Plan war effektiver als gedacht.

Dann kam Panik um die Ecke spaziert. Was hatte ich getan? Immerhin war Henrik kurz sprachlos. Dann klopfte er mir auf

die Schulter. »Geht doch. Gratuliere.« Er ging, drehte sich um und wartete auf mich. Aber ich zögerte. Wieder diese geheuchelte Freundlichkeit, gegen die ich mich nie wehren konnte.

»Sei doch froh, dass du es endlich geschafft hast.«

»So will ich das nicht. Wenn, will ich es auch wollen.«

»Du hast ihn eingeschmissen. Nur darauf kommt es an.«

»Weil du mich durcheinandergebracht hast. Ich hätte den Brief schon eingeworfen, da mach dir mal keine Sorgen, aber bewusst.«

»Die Post befördert auch unbewusst eingeworfene Briefe. Dagegen weigert sie sich strikt, Briefe zu transportieren, die ganz bewusst *nicht* eingeworfen wurden.« Ich seufzte und ging mit nach Hause, sonst wäre ich ihn nie losgeworden.

Am nächsten Morgen brauchte ich ziemlich viel Überzeugungskraft, um den Mann, der den Briefkasten leerte, zu überreden. Ich musste ihm sogar meinen Personalausweis zeigen, aber schließlich gab er mir das Kuvert wieder. Natürlich ging ich danach noch ein paar Mal zum Briefkasten und natürlich habe ich das Kuvert nie eingeworfen.

Ich würde wie mein Vater enden. Meine Bestimmung war es, Aufführungen mit Kuchendiagrammen auf Flipcharts in Seminarräumen zu analysieren. Im folgenden Jahr würde ich mich nicht mehr in München bewerben können. Ich war zu alt. Vorbei. »Nächstes Jahr wird alles anders« war jahrelang der Notausgang gewesen für mein Leben. Plötzlich ging das nicht mehr. Ich würde nie den Mut haben, mich zu bewerben. Ich fühlte mich wie ein Greis.

Es war März, als in meinem Briefkasten ein Brief aus München lag: »Sehr geehrter Herr Diamant, wir gratulieren Ihnen noch einmal herzlich zur bestandenen Prüfung und freuen uns, Sie am 15. September als Schauspielschüler der Otto-Falckenberg-Schule ...«

Das musste man Henrik lassen – eine Überraschung inszenieren konnte er. Ich ging zu meinem Schreibtisch und öffnete die Schublade. Dort hatten fünf Kuverts für fünf verschiedene Schulen gelegen. Der Umschlag für die Otto-Falckenberg-Schu-

le fehlte. Ich wusste genau, dass ich ihn wieder in die Schublade gelegt hatte.

Er war keineswegs überrascht, als ich ihm den Brief zeigte: Dass er damit zu tun hatte, war klar. Ich sah sofort, dass er schon sehr lange auf diesen Moment des Triumphes gewartet hatte. »Gratuliere. Du hast es geschafft. Es war richtig krass!«

Und dann erzählte Henrik mir, wie ich die Schauspielprüfung bestanden hatte.

4

»Du hättest dich sehen sollen: Henrik Diamant in der Rolle des Jan Diamant. Du betrittst das Prüfungszimmer. Du trägst eine Brille, an der ein Bügel fehlt, sodass sie dir schief auf der Nase hängt und jeden Moment herunterfallen könnte. Ich dachte mir, so etwas erhöht den Mitleidsfaktor. Kann nie schaden, falls es nicht so gut läuft. Ich habe natürlich darauf geachtet, dein untrügliches Gespür für geschmacklose Kleiderkombinationen voll zur Geltung zu bringen. Es war mir nämlich gelungen, die einzige stonewashed Jeans, die noch existierte, in einer Kleiderkammer zu ergattern. Nicht dass das nach einem Blick auf dein Kassengestell noch nötig gewesen wäre ...«

»Ich habe noch nie stonewashed Jeans getragen.«

Aber Henrik ignorierte meinen Einwand, »... aber ...«

»Und ein Kassengestell trage ich auch nicht.« Ich hatte mir gerade eine neue Brille gekauft und war stolz, dass meine Kassengestellzeit endlich vorbei war.

Henrik schüttelte den Kopf: »... egal, du bleibst ein mentales Kassengestell, soll heißen, du stehst dir immer selbst im Weg, rein optisch, und wenn jemand so eine Begabung hat, sollte man sie auch selbstbewusst unterstreichen: ›Hier bin ich, der König der Loser!‹ Ich hatte mir sogar noch, so als kleines Detail – die machen ja manchmal den entscheidenden Unterschied –, mit einem Kaugummi ein großes weißes Blatt unter die Schuhsohle geklebt, das du zufällig genau in dem Moment entdeckt hast,

als du beim Eintreten die Jury begrüßen wolltest: ›Hallo, mein Name ist ...‹ Und dann hast du unbeholfen versucht, das Blatt zu entfernen. Und als das Blatt unter deiner Schuhsohle beim Versuch, es abzureißen, weiße Fäden zog, da war so etwas wie Bruderliebe in mir. Ich dachte mir: So kenne ich ihn. Das ist mehr als Jan, das ist quasi ein Jan-Destillat. Gleichzeitig hast du immer wieder entschuldigend in Richtung Jury gelächelt und versucht, dich weiter vorzustellen: ›Jan. Diamant.‹ Nur hast du deinen Namen, weil du ja noch mit deiner rechten Schuhsohle gekämpft hast, eher in Richtung Fußboden denn in Richtung Jury gesagt. Außerdem rutschte deine einbügelige Brille, sodass du nun auch noch die Brille auffangen musstest, dabei kurz dein Gleichgewicht verlorst und dich am Tisch, der neben dir stand, festhalten musstest. Jetzt reicht es aber, dachte ich, du solltest ja nicht sofort dastehen wie ein Volltrottel. Man soll den Leuten ja auch noch etwas geben, was sie selbst entdecken können.

Eine Frau in der Jury nickte. Ich hatte eigentlich wenigstens mit einem leichten Schmunzeln gerechnet, aber nein, sie hatte das perfekte Pokerface: ›Was haben Sie uns mitgebracht?‹

Ich hatte eine Szene aus ›Der Hausmeister‹, kennst du das? Von Harold Pinter. So ein Stück über ein armes Würstchen, das gerade aus der Psychiatrie entlassen wurde. Die Jury-Tante hat gelächelt, aber so stewardessfreundlich. Die waren alle sehr darauf bedacht, neutral zu wirken.«

»Was war das für eine Jury?«

»So, wie man das kennt. Ein Tisch, dahinter saßen diese Frau, und so ein älterer Herr, klein, ein Zwerg mit weißen Haaren, der hat ganz ernst geguckt. Die Frau hat mich immerhin mal angelächelt, aber der ... und ein unfassbar schönes Mädchen.«

»Die saß auch in der Jury?«

»Nee, die war Schülerin da.«

»Und du warst natürlich von Anfang an unglaublich gut.«

»Ja und nein. Ich hatte einen Blackout, aber ich finde, ich bin professionell damit umgegangen.«

»Einen Blackout?«

»Ja, ich sollte meinen Monolog sprechen, und der erste Satz war: ›Ich hatte immer Kopfschmerzen. Ich saß immer in meinem Zimmer.‹ Und wie ich so spreche, denke ich: Na bitte, geht doch! Das ist also Schauspielern, keine große Sache eigentlich. Man redet einfach, was muss man da noch lernen? Und ich sehe, wie die Jury mich anguckt, als würde sie auf etwas warten. Und da fällt mir ein: Richtig. Mein Monolog geht ja noch weiter. Nur wie? Tja. Blackout.« Henrik schaffte es immer, gerade aus den Momenten, in denen er total versagte, Heldengeschichten zu machen. Er grinste, als gäbe es nichts Großartigeres als einen Blackout.

»Eigentlich war ja auch alles gesagt. Der Monolog handelt davon, dass ich in der Klapse war und dauernd Kopfschmerzen hatte. Was soll man da noch groß sagen? Kurz dachte ich, dass zwei Sätze der Jury vielleicht reichen würden, um mein schauspielerisches Talent einschätzen zu können. Aber so, wie die mich angeguckt haben, war klar: Sie wollen mehr hören. Ich bin locker geblieben, souverän ...«

»Du vergisst deinen Text, sehr souverän.«

»Ach. Den Hänger haben die gar nicht gerafft. Ich habe gesagt: ›Okay. Sie haben es sicher gemerkt. Harold Pinter hatte diesen Monolog etwas länger konzipiert, aber unsere Theatergruppe arbeitet viel mit radikalen Kürzungen ...‹« Die Familienähnlichkeit war unverkennbar – auch Henrik war ein Meister des ziellosen Gefasels.

»Die Frau hat den Zwerg angeguckt, und dessen Blick war so finster, dass ich schnell umgeschaltet habe, auf Seelenstrip-tease: ›Entschuldigung. Irgendwie, vor lauter Aufregung ... Gerade ist alles weg. Das fühlt sich an, als stünde ich, na ja, wie kurz vor meiner eigenen Exekution.‹ Die Frau tuschelte kurz mit dem Zwerg und wandte sich dann an mich: ›Gut. Dann gucken wir mal auf Ihre zweite Rolle.‹« Henrik lachte: »Das war natürlich ein Schock für mich.«

»Du hattest keine zweite Rolle drauf?«

»Das stand auf der Rückseite des Bewerbungsbogens, und

das habe ich nicht gesehen.« Eine plausible Erklärung. Jedenfalls für Henrik.

»Die beiden haben mich angeguckt, kurz dachte ich, die hassen mich.«

»Na ja, du kreuzt da auf und kannst nichts.«

»Mir war auch klar, das war's. Ich hab noch gesagt, dass meine Theatergruppe mal den ›Faust‹ als Pantomime aufgeführt hätte – um zu sehen, ob sie da anbeißen.«

»Lass mich raten. Das Interesse hielt sich in Grenzen?«

Henrik zuckte mit den Schultern. »Ist albern, aber immer, wenn ich im Film einen Schauspieler weinen sehe, denke ich: Das könnte ich nicht. Das war meine einzige Angst: Dass sie von mir verlangen würden, dass ich heule. Und fast gleichzeitig mit: Das war's. Du hast es verbockt, dachte ich: Immerhin haben sie nicht von dir verlangt, dass du heulst. Und da kam plötzlich der Gedanke: Versuch's. Und dann habe ich geflennt.«

»Bitte was?«

»Ich habe geheult. Augen zu, und versucht, ein paar Tränen rauszupressen. Das kam mir einfach so. Ich hatte Lust, noch etwas von mir zu zeigen, und sonst fiel mir nichts ein. Und es hat funktioniert.«

»Wie?«

»Der Zwerg konnte nicht mehr aufhören zu lachen. Hat gelacht und gelacht und meinte dann zu der Jury-Tante: ›So schlecht habe ich noch keinen heulen sehen.‹ Der hatte selbst Tränen in den Augen. Und dann musste ich vor die Tür. Die Schöne, die Schauspielschülerin, ist mit mir raus, und da habe ich erfahren, dass sie Hanna heißt. Ja, und dann musste ich wieder rein, und der Zwerg meinte, ich sei entweder dreist, geisteskrank oder ein Genie. Er sagte: ›Leider haben Sie bis jetzt noch so gut wie nichts gezeigt, daher muss ich mehr von Ihnen sehen. Aber nicht, dass Sie mich falsch verstehen: Ich glaube weder, dass Sie ein Genie sind, noch halte ich Sie für talentiert. Aber überzeugen Sie mich vom Gegenteil.‹ Und die Tante neben ihm, so wie die lächelte, fand die mich eh toll.«

»Kapiere ich nicht.«

»Du warst in der nächsten Runde! Gratuliere. Die schöne Schwarzhaarige hat mir erklärt, dass ich mit ihr zusammen eine Rolle einstudieren sollte. Für die zweite Runde. Eine Szene von Gerhart Hauptmann. Das Stück hieß ›Die Ratten‹. Kennst du das?«

»Und dann?«

»Dann wurde es richtig anstrengend. Einen Tag später haben wir uns mit dem Schauspiellehrer getroffen. Wir sollten direkt auf die Bühne gehen. Obwohl – Bühne klingt zu groß, das war eher so 'ne kleine Bretterbude, und dann haben wir angefangen. Ich stand vor Hanna und ... wie ging noch mal der erste Satz? Warte, Scheißkiffen. Ach ja, so: ›Sag mal, den Brief hast du, oder?‹ Weiter kam ich nicht. Ich habe sofort gemerkt: Ui! Der ist genervt, der Lehrerzweg, denn er würgte mich ab: ›Da darf ich direkt mal unterbrechen. Der Text lautet: ‚Hast du den Brief bekommen?‘‹ Fand ich ein bisschen kleinlich von dem guten Mann, aber okay, ich habe ihm den Gefallen getan und noch mal von vorne angefangen: ›Hast du den Brief bekommen?‹

Sie darauf: ›Jawohl, aber ich konnte nicht herausfinden, warum du so lange nicht bei uns gewesen bist.‹

Und ich: ›Ja, sorry, Walburga, ging nicht.‹ Da hat der Zwerg wieder unterbrochen: ›Junger Mann. Es heißt nicht: ‚Sorry, Walburga, ging nicht‘, Herr Hauptmann hat etwas eleganter formuliert: ‚Verzeih, Walburga, ich konnte nicht kommen.‹ Hallo? Das ist doch inhaltlich dasselbe, oder? Und das habe ich ihm blöderweise auch gesagt.«

Ja. Das war wirklich blöd. Ein lupenreiner Henrik Diamant.

»Da wurde der Zwerg richtig patzig. ›Sie haben absolut recht. ‚Sorry‘ sagt inhaltlich dasselbe wie ‚verzeih‘. Aber verstehen Sie, selbst wenn das hässliche Wort ‚sorry‘ damals schon gebräuchlich gewesen wäre, hätte Hauptmann trotzdem das Wort ‚verzeih‘ gewählt. Denn für das ästhetisch geschulte Ohr klingt das Wort ‚verzeih‘ wie die Äußerung eines sensiblen Menschen. ‚Sorry‘ dagegen verrät den Trampel.‹ Der hat

eine richtige Predigt gehalten: ›Sehen Sie, ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, Sie nehmen das hier alles gar nicht ernst. Das nutzt sich schnell ab, dieses ‚Hoppla, hier komme ich‘. Am Theater brauchen Sie einen langen Atem und vor allem einen Sinn für die Form. Für Disziplin. Für Ausdauer. Alles uncoole Sachen, und wenn Sie das nicht interessiert, finden wir das besser jetzt sofort raus.« Henrik verwandelte sich in einen älteren Mann, der ihn, Henrik, angewidert runterputzte, und dann lachte er. Den genervten Schauspiellehrer spielte er wie eine Parodie unseres Vaters: »›Denken Sie, Sie können sich jetzt an den Text halten, so wie Hauptmann ihn geschrieben hat, oder meinen Sie, weiter Ihren eigenen erfinden zu müssen? In diesem Fall nämlich können wir diesen schönen Nachmittag voll auskosten, sofort aufhören und an die Isar gehen. Ihre Entscheidung.«

Henrik machte eine Pause. Sein Leben war so atemberaubend abenteuerlich, dass er davon erzählte wie von einer Fernsehserie. Immer wenn es spannend wird, kommt Werbung. Oder eben eine Pause. Henrik wartete auf meine Frage: »Und dann?« Das brauchte er als Beweis, dass ich es nicht abwarten konnte, mehr zu erfahren. Ich kannte das schon. Einmal hatte ich wissen wollen, was passierte, wenn ich nicht fragte. Nichts. Er hatte nicht weitererzählt.

Ich seufzte. »Und dann?«

»Ich habe gesagt, ich würde versuchen, mich an den Text zu halten. Ich habe die Szene gespielt, keinen einzigen Fehler gemacht, war total stolz, aber der Kerl war einfach nie zufrieden. Er meinte: ›Sie können Text auswendig lernen. Schön. Aber ich sehe nichts. Keine Haltung. Haben Sie sich mal Gedanken gemacht, was für eine Figur Sie da spielen? Natürlich nicht.« Der Schauspiellehrer, gespielt von Henrik, stand leibhaftig vor mir, mit müdem, arrogantem Tonfall, die Augen voller Welt-ekel fast geschlossen. »›Sie sind Erich Spitta, Sie studieren Theologie und sind in die Frau hier, Walburga, verliebt. Als Theologe haben Sie nur Erfahrung mit Büchern, aber keine mit Frauen. Sie sind also unsicher, verkrampft. Das hätte jetzt

natürlich von Ihnen kommen müssen, aber wir können nicht warten, bis Sie selbst anfangen zu denken. Also habe ich das für Sie getan. Bitte schön. Gern geschehen.« So hat der geredet! Ein richtiger kleiner Giftzwerg! Er meinte: »Nehmen Sie das mit dem Denken nicht zu persönlich, es gibt Schüler im zweiten Jahr, bei denen warte ich immer noch drauf. Also bitte: jetzt Sie.« Und dann sollte ich anfangen! Ich war fast sauer. Der Mann konnte echt motivieren! Vielleicht nicht jeden, aber ein bekennender Masochist wäre begeistert gewesen. Du zum Beispiel! Du hättest ihn toll gefunden.«

Ich fühlte den Drang, mich zu wehren, aber meine Neugier siegte. Henrik war so begeistert von sich, dass er ohne Aufforderung weitererzählte: »Dieser Zwerg, Hengstenberg hieß der, zeigte auf die Bühne und sagte: »Überraschen Sie mich. Bieten Sie mir was an.« Und ich: »Wie anbieten?« Der hat mich mittlerweile behandelt, als wäre ich geistig minderbemittelt.«

Tja, Henrik, dachte ich, woher kommt das wohl?

»Hengstenberg meinte, ich sollte auf die Bühne kommen, so wie ich denke, dass ein unsicherer Theologiestudent auf die Bühne kommt. Ich dachte, okay, wenn er einen Verklemmten sehen will, kein Problem! Ich bin mit einem aufgewachsen.«

»Ich bin nicht verklemmt.«

»Klar. Dieses Verhuschte bei dir ist Tarnung. Damit keiner merkt, was für eine coole Sau du eigentlich bist.«

»Ich bin nicht verhuscht!«

»Ja, sicher. Ich habe mich bewegt wie du. Diese supercoole Art, wie du dir immer an die Nase fasst, ob sie noch da ist, die Zähne zusammenbeißt ...«

»Mache ich nicht!« Himmelherrgott, ging es *noch* unsouveräner? Warum sagte ich nicht gleich: »Selber doof!«?

»Ich sollte Hannas Hände nehmen, dabei habe ich ihr nie in die Augen geguckt, immer so auf den Boden, wie du. Das allein wirkt schon verklemmt.« Ich musste mir so fest auf die Zunge beißen, dass ich sicher war, gleich Blut zu schmecken.

»Ich war du. Mehr Bücherwurm geht gar nicht. Trotzdem war der Zwerg unzufrieden: Ich hätte nur ein Klischee gezeigt.

Klischee! ›Sie zeigen mir die Karikatur eines verklemmten Menschen. Solche Menschen gibt es nicht.‹ Am liebsten hätte ich dich aus einer Ecke gezerzt, als Beweis! Hier – Jan Diamant. Dann hätte er gesehen, dass ich nicht übertrieben habe.«

»Doch. Alles, was du über mich sagst, ist übertrieben.«

»Ja, ihr hättet euch gut verstanden. Wie der mich rumkommandiert hat! Wenn das Schauspielschule ist, ist es schlimmer als Bundeswehr. Und da willst du hin? Erst sagt er zu mir, ich soll ihm was anbieten, dann heißt es nur: ›Stopp! Stopp! Stopp!‹ Wie soll ich da was anbieten?«

»Wie ›stopp‹?«

»Na, ich sollte die Tür aufmachen, auf die Bühne kommen, Hanna sehen, und dann hätte die Szene angefangen, aber dazu kam es nie. Bei meinem ersten Schritt hat er ›Stopp!‹ gerufen. Entweder habe ich sie zu früh angesehen oder zu spät, oder meine Handhaltung war falsch ... Der war irre! Einmal falsch geatmet – zack!, stopp! –, musste ich wieder vor die Tür.«

»Falsch geatmet?«

»Ich sage ja, der war irre. Ich habe nur tief Luft geholt. Nein, das wäre unnatürlich.«

»Klingt nicht so, als wäre er begeistert von dir gewesen. Wie hast du die Prüfung dann bestanden?«

»Erst sah es auch gar nicht gut aus.«

»Ach ja?«

»Eine halbe Stunde habe ich nur mit der Tür gespielt. Ich mache die Tür auf, sofort: ›Stopp! Noch mal! Linke Hand aus der Hose! Blick zu spät, dann zu lang, Gang zu schnell, Kopf zu tief. Noch mal.‹ Immer wieder, bis ich nicht mehr wusste, wie ich hieß. Plötzlich stand ich also vor Hanna und dachte: ›Stimmt. Die ist ja auch noch da.‹ Und da wusste ich den ersten Satz nicht mehr. Ich gucke sie an, sie mich, und ich dachte, jetzt bringt mich der Giftzweig um. Er meinte auch sofort: ›Was tun Sie da? Wenn Sie gerade eine Kunstpause veranstalten, seien Sie versichert, was Sie da machen, ist eine Pause. Aber keine Kunst.‹ Und so konnte ich natürlich überhaupt nicht denken, also habe ich es aufgegeben und gedacht: ›Okay, ich habe ver-

loren, aber dann soll es sich wenigstens gelohnt haben.‹ Und habe Hanna geküsst. War mir egal, ob er ausflippt. Ich wollte sie wenigstens einmal küssen. Und es hat sich gelohnt! Sie hatte Spaß daran, wenn ich das mal so arrogant sagen darf. Und dann sagte ich zu Hengstenberg: ›Ich dachte, ich biete das mal an.‹«

Wie mich diese Ich-bin-der-Weiberheld-schlechthin-Geschichten langweilten! Aber ich wollte trotzdem wissen, warum er die Schauspielprüfung bestanden hatte. »Und dann?«

›Er ist ruhig geblieben, Gott sei Dank hat er den ersten Satz noch mal wiederholt, da fiel mir der Text wieder ein. Ich habe mich schon darauf gefreut, eine Stunde lang Hanna zu küssen, aber Hengstenberg meinte sofort, laut Regieanweisung sollte ich nur ihre Hände küssen. War vielleicht besser so. Auf den Mund küssen hätte mehr Spaß gemacht, aber Hengstenberg hätte die ganze Zeit neben mir gestanden und an meinen Lippen rumgezerrt: ›So muss die Oberlippe! So!‹ Als wir fertig waren, war er nicht zufrieden, aber ich hätte immerhin eine gewisse Präzision gelernt: ›Egal welchen Beruf Sie ergreifen, Präzision können Sie auch brauchen, wenn Sie Automechaniker werden. Für Sie hat sich die Probe also auf jeden Fall gelohnt. Für mich ...‹ Und dann sah er fast traurig aus: ›... ich bin wieder zwei Stunden älter.‹ Und weg war er.«

Dieser Schauspiellehrer hatte ihn offensichtlich gehasst. Wie hatte er da die Prüfung bestanden? Henrik konnte meine Frage gar nicht verstehen: »Wieso? Der war Berufsnörgler, ich hatte sogar das Gefühl, dass er meine Art mochte, weil ich keine Angst vor ihm hatte. Zwei Tage später musste ich die Szene vor der ganzen Schule vorspielen; abends hing eine Liste aus, wer in der nächsten Runde war. Und was soll ich sagen? Du warst dabei! Gratuliere.«

So war es immer gewesen mit Henrik. Egal, ob ich wissen wollte, wie er eine Frau kennengelernt oder wie er die Schauspielprüfung bestanden hatte, bei ihm klang alles viel zu leicht, wie ein Märchen. »Wie ich die Frau kennengelernt habe? Ich habe mich neben sie gesetzt.« – »Wie ich die Schauspielschul-

prüfung bestanden habe? Da hing eine Liste, dein Name war drauf, fertig.« Ganz einfach. Aber es war eben nichts »ganz einfach«. Henrik ließ immer das Komplizierte weg: Sogar ich hatte es geschafft, mich neben Lina zu setzen, deswegen interessierte sie sich noch lange nicht für mich. Irgendetwas machte ich falsch. Und natürlich besteht man eine Schauspielprüfung, wenn man auf der richtigen Liste steht. Danke für diese verblüffende Auskunft. »Du kannst doch gar nicht spielen! Sie haben dich einfach so aufgenommen?«, hakte ich nach.

»Nee, nee, in der nächsten Runde kam so Gruppenzeug.«

»Gruppenzeug?«

»Improvisation.«

Henrik hatte vom Prah-Modus, in welchem er stundenlang von seinen Heldentaten rhabarbern konnte, umgeschaltet auf: »Du musst mir alles aus der Nase ziehen.« Wenn ich nicht glaubte, dass er fähig war, eine Schauspielprüfung zu bestehen, bitte. Dann erzählte er eben nicht weiter. »Was habt ihr denn improvisiert?«, tat ich ihm also den Gefallen.

»Ach. Zeug.«

»Zeug???«

Er kramte Blättchen hervor und begann, sich einen Joint zu bauen. Ich musste schleunigst sein Ego streicheln, also sagte ich: »Ich hätte nie gedacht, dass du das schaffst. Mir hätte ich es nicht zugetraut. Dir ist Theater egal, und du schaffst es. Unglaublich.« Reichte das?

Es reichte. Er lächelte zufrieden und zog an seinem Joint. Du bist der Coolste, du bist der Tollste, ich beneide dich. Blablabla. Schon war er wieder redebereit.

»In Runde drei waren eh nur die, die was draufhatten.«

Ich verkniff mir die Frage, was er denn »draufhatte«.

»Und ab da hatte ich keine Hänger mehr, sondern war richtig gut, war natürlich auch ein Vorteil, dass kein Gras mehr da war. So ein Typ hatte mir die ganzen Vorräte weggeschnorrt.«

Das war Stoff für ein großes Drama. Das Gras war aus.

»Und ... plötzlich warst du aufgenommen, oder wie?«

»Ich habe mich super mit allen verstanden. Die eine Tante, die Vorsitzende, bei der war klar, dass die mich mochte ...«

»Klar, wer mag dich nicht?«

»Eben. Die Sachen waren auch ziemlich easy. Impro. Da musst du keinen Text können. Nur spontan sein. Und wenn ich eines kann, dann ...«

»Spontan sein, schon klar.«

»Tja. Die ersten zwei Runden waren das Schwierigste. Danach habe ich einfach meinen Charme spielen lassen.«

Diese unfassbare Selbstzufriedenheit. Ich konnte es einfach nicht glauben und schaute Henrik skeptisch an. Zum ersten Mal hatte er in einer Schule mehr Erfolg als ich, und er kostete es voll aus. Ich glaubte ihm kein Wort. Nur leider hielt ich dieses DIN-A4-Blatt in den Händen, das seine Geschichte im Kern bestätigte.

»Überleg doch mal. Was wollen die Leute sehen? Menschen, die sich in ihrer Haut wohlfühlen. Also. Ich habe dich auf die Schauspielschule gebracht, freu dich doch.«

»Mich? Wieso mich? Du hast die Prüfung bestanden.«

Henrik rotzte in den Papierkorb und schüttelte den Kopf: »Das fehlt mir noch, mich dort rumkommandieren zu lassen. Nee, nee. Wenn einer geht, dann du!«

Ich? Absurd.

Im März, als Henrik mich aufforderte, nach München zu gehen, fand ich die Vorstellung vielleicht absurd. Aber bis die Schule losging, im September, verging ein halbes Jahr. Viel Zeit, um nachzudenken.

Als mein Vater erfuhr – natürlich von Henrik, nicht von mir –, dass ich jetzt Schauspielschüler war, reagierte er wie erwartet: »Es gibt sinnvollere Wege, arbeitslos zu werden.« Dabei las er weiter in seiner Zeitung. Er sah mich nicht einmal an, als er es sagte; ihm war völlig klar, dass ich es nie tun würde. Warum auch? Es passte nicht zu mir. Wenn dein Vater dir zu verstehen gibt, dass das Leben, das du gerade führst, exakt das richtige Leben für dich ist, während du selbst dein

Leben hasst, kann das zu dem führen, was Verhaltensbiologen »Reaktanz« nennen. Zu Deutsch: Trotz. Das allein würde meinen Entschluss erklären.

Aber noch entscheidender war das, was Henrik mir bis dahin vorenthalten hatte. Ein kleines Detail. In München hatte noch jemand bestanden: Lina.

Manchmal ist das Leben wie ein Theaterstück. Im September ging der Vorhang auf, und plötzlich war alles anders: Marienplatz, Feldherrnhalle, Viktualienmarkt, Maximilianstraße, Feldmoching, Unterhaching, Lederhosing, Theresienwiese, Kammerspiele ... und mittendrin stand – ich. Und konnte es selbst nicht fassen: Ich war in München.

5

»Das Wichtigste bei einem Schauspieler sind die FüÙe. Wenn die nichts taugen, gucke ich mir das Gesicht gar nicht erst an!«

Inge Hiss, Sekretärin an der Otto-Falckenberg-Schule

Reingehen?

Wie immer, wenn ich unsicher war, starrte ich auf meine FüÙe. Vor mir befand sich die Tür der Otto-Falckenberg-Schule. Ein Monstrum aus Holz. Gigantisch groß. Schüler gingen vorbei, einer klopfte mir auf die Schulter. War die Tür so groß, damit die Schüler ihre unendliche Mickrigkeit erkannten? Die Tür wuchs umso mehr in die Höhe, je länger ich zögerte. »Alter!« August sprang auf meinen Rücken. Ich kannte August seit einem Tag, denn genauso lange wohnten wir zusammen in einer WG.

Bekanntlich brauchen wir Unentschlossenen es ab und zu, dass man uns reitet wie ein Pferd. Es hilft auch, wenn man uns die Beine in die Rippen rammt. August hing auf mir und schrie: »Ange!« Sein Lachen war so ansteckend, dass ich meine Angst kurz vergaÙ. Ich schüttelte ihn ab und wir schubsten einander durch die Tür.

Dann stand ich im Flur der Otto-Falckenberg-Schule, direkt vor einer kleinen, zierlichen Frau mit einer Brille am Goldkettchen: Inge Hiss, die Schulsekretärin.